Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 11. 4. 1937 | Nr. 15

Dienst.

Wir alle haben Dienst, stehen im Dienst, sind verpflichtet. Wir alle — die Jungen wie die Alten, die Männer wie die Frauen.

Wir alle, ganz gleich ob wir der Väter Erbe, die Scholle unter dem Pfluge haben, ob wir auf dem Hof helfen, ob wir in der Werkstatt stehen oder im Bureau hinter Geschäftsbüchern oder Schreibmaschinen sitzen, ob wir in der Küche helfen oder das Haus versehen. Wir haben Dienst, auch wenn wir durch Arbeitslosigkeit zum Nichtstun verurteilt sein sollten.

Ich meine nämlich nicht die Beschäftigung zum Broterwerb, nicht den Verdienst. Und ich meine keineswegs irgend einen Geheimdienst, sondern einen weit höheren Dienst, den keine Person von uns fordert, den wir jedoch tun müssen, aus einem inneren Zwang heraus. Es ist der Dienst für Volkstum und Heimat.

Wir leben hier in Polen, in größeren und kleineren Gruppen, in Städten, Dörfern und auf einzelnen Höfen. Wir leben inmitten eines fremden Volkes und sind ständiger Beobachtung und Kritik ausgesetzt. Was ein einzelner von uns tut kann leicht der ganzen Volksgruppe zugeschrieben werden, ja sogar dem ganzen deutschen Volk. Daraus entspringt eine ungeheuere Verpflichtung, ein schwerer Dienst, den wir aber gern tragen können, da er ja ein Dienst für unser Volkstum ist.

Wir haben jeden Schritt und jede Haltung zu beobachten. Wir haben stets der Verantwortung eingedenk zu sein, die wir tragen. Wir wollen uns gewiß nicht verkriechen, ganz im Gegenteil — aufrecht sollen wir durch die Welt gehen. Unser ganzes Tun und Handeln soll aber so sein, daß diese aufrechte Haltung aus unserer geraden, gerechten, ehrlichen inneren Einstellung entspringen muß.

Ein Deutscher — das ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann, ein Kerl, ohne viele Worte, aber ein Kerl der Tat. Soll man ruhig sagen, daß wir vielleicht etwas schwerfällig sind und nicht sehr beweglich — wenn uns nur zugestanden werden muß, daß wir zuverlässig und arbeitsam sind. Wir haben dafür zu sorgen, daß Arbeit, die wir leisten, sich auszeichnet durch Güte. Deutsche Arbeit muß Wertarbeit sein. Wenn wir davon die Umwelt überzeugen können, kann uns nichts geschehen. Noch immer hat der Deutsche sich in der Welt durchgesetzt, wenn er es verstand, durch die Leistung sich Anerkennung zu erzwingen.

Wie wir leben, wie wir arbeiten, kommt nicht nur uns selbst, es kommt der gesamten Volksgemeinschaft zugute. Das dürfen wir nie vergessen. Unsere Arbeit und unser Leben sind Dienst an Volkstum und Heimat.

Vergeßt das nie! Tut keinen schlechten Dienst, Freunde. Zähne zusammenbeißen, aufrecht gehen und was immer ihr tut: Eingedenk sein der Verpflichtung. Ihr lebt nicht allein! Ihr seid nur ein Teil des Ganzen! Volkstum und Heimat nie vergessen!

Deutsche Jugend in Südamerika.

Im Februar d. J. fand das erste Arbeitstreffen der chiledeutschen Jugend statt. Damit hat sich auch im Deutschtum Chiles der freiwillige Arbeitsdienst durchgesetzt. Getragen wird die Arbeitsdienstbewegung von der großen deutschen Jugendorganisation in Chile, dem Deutsch-Chilenischen Jugendbund. Das erste Arbeitslager wurde in Chamil an der Autostraße zwischen den Städten La Union und Valdivia abgehalten, wo die erste größere Jugendherberge Chiles entstehen soll als Treffpunkt der deutschstämmigen Jugend der drei Städte Valdivia, La Union und Osorno. Ein Thingplatz im Bergwald, ein geräumiger Holzbau mit Sitz- und Feuerkreis davor, sollen eine Feierstätte der deutschen Jugend bilden. Der freiwillige Arbeitsdienst hat zunächst die Planierungsarbeiten in Angriff genommen.

Der Deutsch-Chilenische Jugendbund hielt in diesem Jahre bereits sein 7. Treffen der deutschstämmigen Jugend Chiles in seinem Lager in der Nähe von Valparaiso ab. 500 Jungen und Mädel aus allen Teilen des Landes kamen für etwa 14 Tage dort zusammen. Wehrwettkämpfe, große sportliche Veranstaltungen, Sängerwettstreite, weltanschaulicher Unterricht, Geländedienst u. a. m. füllten die Zeit aus.

Auch der Deutsche Jugendbund in Uruguay darf eine erfreuliche Entwicklung verzeichnen. Im vergangenen Jahre gelang die endgültige Einigung der gesamten deutschen Jugend in Montevideo. Alle Spannungen wurden durch den gemeinsamen Willen zur Kameradschaft beseitigt. Dadurch wurde eine bedeutende Erweiterung der Arbeit möglich. Im Deutschen Hort wurde eine eigene Geschäftsstelle eingerichtet. Auch das Landheim des Bundes konnte neu hergerichtet werden. Die Zahl der Mitglieder stieg beträchtlich an. Im gleichen Schritt gingen die Neuanschaffungen an Fahrtengerät, die das Zeugamt des Bundes machen konnte. Von den einzelnen Scharen wurden im letzten Jahr rund fünfzig Fahrten veranstaltet. Die Jugendbücherei ist auf 400 Bände angewachsen. Eine wertvolle Neuerung ist die Einrichtung eines deutschen Jugend- und Kinderfunkes in Montevideo. Dazu kommen Vorführungen deutscher Filme. Im ganzen fanden 400 Heim- und Scharabende statt.

Deutsche Studenten fechten leichten Säbel.

Anläßlich des Fechtkampfes zwischen belgischen und deutschen Studenten nahm ein Mitarbeiter der „B. Z. am Mittag" Gelegenheit, den Sportführer der deutschen Studentenschaft, Fischer, über die Reformbestrebungen im studentischen Fechten zu befragen. Der Sportführer der deutschen Studentenschaft äußerte hierzu:

Der sogenannte Reformschläger, der von dem Tübinger Fechtmeister Rast konstruiert und bei einer Fechtveranstaltung im Hotel Kaiserhof in Berlin vor etwa zwei Jahren vorgeführt wurde, ist von uns als Kampfwaffe der Studenten abgelehnt worden. Die deutsche Studentenschaft, die im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund zusammengeschlossen ist, wird während des 1. bis 3. Semesters in den Kameradschaften ausschließlich den leichten Säbel fechten, und zwar mindestens zweimal wöchentlich übungs- und sportmäßig. Der frühere Begriff des „Paukbodens" ist endgültig verschwunden. Die Grundausbildung der jungen Studenten wird von geprüften Fechtmeistern vorgenommen.

Wir haben kürzlich in Neustrelitz einen Lehrgang für akademische Fechtmeister durchgeführt und werden die Befähigtsten auch für die Zukunft mit heranziehen. Darüber hinaus werden wir aus den Reihen des Reichsverbandes der deutschen Turn-, Sport- und Gymnastiklehrer geeignete Lehrkräfte heranziehen, die sich indessen verpflichten müssen, bei dieser Waffe zu bleiben. Wir erhoffen so eine Vertiefung des Interesses für den leichten Säbel und für das Sportfechten überhaupt.

Natürlich kann der junge Student sich auch für die anderen Waffen, wie Florett und Degen, interessieren, der leichte Säbel wird in den Reihen der Kameradschaften indessen pflichtgemäß gefochten."

Auf die Frage des Mitarbeiters der „B. Z. am Mittag", ob bei der Austragung von Ehrenhändeln der leichte Säbel nicht eine zu gefährliche Waffe, weil sie doch auf Hieb und Stich gefochten wird, darstellt, erwiderte Herr Fischer:

„Der Stich ist bei dem Unterricht für unsere jungen Studenten von Anfang an verboten! Auch darf man sich die Gewährung der Satisfaktion nicht so vorstellen, daß, wie es früher oft genug der Fall war, ein nichtiger Anlaß genügt, um den „Beleidiger" vor die Klinge zu fordern, vielmehr wird in Zukunft jede Ehrenangelegenheit eingehend geprüft. Der Zweikampf gliedert sich dann je nach der Schwere der Beleidigung in drei Grade. Der schwierigste Grad ist der ohne Bandagen. Daneben sind Bestrebungen im Gange, einen Augenschutz zuzulassen.

Der Zweikampf ist aber nicht der alleinige Zweck, daß wir die jungen Studenten in Zukunft im Fechten allein mit dem leichten Säbel unterrichten wollen. Wir versprechen uns durch unsere Maßnahmen eine wesentliche Belebung des Sportfechtens überhaupt."

Über den Zeitpunkt der Durchführung der neuen Maßnahmen befragt, erklärte Herr Fischer, daß zwar schon Bestrebungen im Gange sind, im gegenwärtigen Semester mit dem neuen Unterricht zu beginnen, daß wohl aber erst mit Beginn des Winter-Semesters die Durchführung einheitlich gestaltet werden kann.

Sportführer Fischer äußerte sich noch über den Fechtkampf, der mit belgischen Studenten stattfand. Die Anregung für den Freundschaftskampf kam von seiten der belgischen Studenten, und wir nahmen sie selbstverständlich gern auf.

Es traf sich günstig, daß die Belgier nach einem vom 1. bis 3. April in Warschau ausgetragenen Kampf über Berlin zurückreisten. Leider hatten die Belgier nur drei Fechter zur Verfügung, wodurch die geplanten Mannschaftskämpfe nicht zustande kamen. Es gab in jeder Waffe zwei Begegnungen über jeweils 10 Treffer.

Die Gäste waren von ihrem Berliner Aufenthalt und der Gastfreundschaft ihrer deutschen Kommilitonen außerordentlich erfreut; auf jeden Fall hat die Sportbegegnung zwischen der akademischen Jugend Belgiens und Deutschlands weitere freundschaftliche Bande geknüpft.

Werkleute sind wir....

Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister,
und bauen dich, du hohes Mittelschiff.
Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister
und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Wir steigen in die wiegenden Gerüste,
in unseren Händen hängt der Hammer schwer,
bis eine Stunde uns die Stirnen küßte,
die strahlend und als ob sie alles wüßte
von dir kommt wie der Wind vom Meer.

Dann ist ein Hallen von dem vielen Hämmern,
und durch die Berge geht es Stoß um Stoß,
Erst wenn es dunkelt, lassen wir dich los:
Und deine kommenden Konturen dämmern.
Gott, du bist groß!

Rainer Maria Rilke.

Soldaten — Kameraden.

Von Willi Fehse.

Zu jener Zeit, in der jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trug und die Kronen wohlfeil waren, begab es sich, daß der hannoversche Oberst von Wangenheim nach einem guten Jahrzehnt der Trennung seinen Burschen als Marschall wiedersah, dem auch bald darauf noch ein Königsthron in Europa zufallen sollte.

Wangenheim hatte nämlich Ausgang des 18. Jahrhunderts, als er, ein junger Offizier in englischen Diensten, gegen die Franzosen in Ostindien focht, einem französischen Sergeanten das Leben gerettet. Am Abend einer Schlacht fand er ihn in seinem Blute liegen. Da ihn seine Jugend dauerte, schlug er einem englischen Grenadier, der der Qual des stöhnenden Franzosen ein rasches Ende machen wollte, das Bajonett aus der Hand, erbarmte sich des Verwundeten und empfahl ihn der besonderen Sorgfalt seines Feldschers.

Der Franzose genas, und von Wangenheim, dessen Wohlgefallen an dem munteren Wesen des Franzosen sich von Tag zu Tag steigerte, nahm ihn in seine Dienste. Johann Julius Bernadotte, wie der Sergeant hieß, tat, was ihm zukam, putzte Uniform und Stiefel und vergalt seinem Retter die Barmherzigkeit, die er an ihm übte, so gut er's vermochte. Als aber Wangenheim in seine Heimat zurückging, bat der Franzose sich eine Gunst aus. Er ließ sich gegen einen englischen Gefangenen austauschen und trat wieder unter die Fahnen seines Vaterlandes, gerade als der Stern Napoleons aufzuleuchten begann.

Der Oberst von Wangenheim übernahm einige Jahre darauf in seiner Heimat, der englischen Provinz Hannover, das Amt eines Landrats. Er versah dies auch in der Folgezeit, obgleich ihm die Freude daran bald immer mehr getrübt und vergällt wurde. Die Franzosen besetzten nämlich Hannover und drückten die Bewohner mit harten Lasten. Deren Klagen fanden nie ein geneigtes Ohr.

Als nun 1804 ein neuer französischer Reichsmarschall zum Statthalter eingesetzt wurde und neue Kriegssteuern drohten, beschloß das hannoversche Landeskollegium, eine Abordnung zu ihm zu senden. Nun fügte es sich, daß der Oberst von Wangenheim zum Wortführer der Abordnung bestimmt wurde. Erbittert über den Mangel an Wohlwollen und Verständnis, mit dem man allen Eingaben bisher begegnet war, trug der Landrat dem Marschall — nachdem er ihn flüchtig ins Auge gefaßt und kurz gemessen begrüßt hatte — seine Beschwerden vor. Er redete sich dabei immer heftiger in eine feindselige und schroffe Stimmung hinein. Sein Eifer machte in blind. Sonst hätte er wohl gewahren müssen, daß der Marschall seinen Erklärungen kaum folgte, sondern ihn nur immer wieder erstaunt musterte oder sinnenden Ausdrucks in die Ferne sah.

Als er geendigt hatte, trat der Marschall auf ihn zu. „Wie war doch Ihr Name?" fragte er. — „Wangenheim", antwortete der Landrat kurz. — „Waren Sie nicht", fragte der Marschall lächelnd, „früher Offizier in Ostindien?" — „Allerdings", entgegnete Wangenheim verwundert und sah zum erstenmal dem Marschall voll und prüfend ins Gesicht. „Meine Herren", wandte sich dieser jetzt höflich an die Begleiter des Obersten, „würden Sie uns für eine Weile allein lassen? Sie dürfen gewiß sein, daß Sie Ihrer Sache damit nicht schaden werden."

„Sie erinnern sich meiner nicht mehr?" fragte er dann den Obersten. Aber es hätte dieser Frage nicht mehr bedurft, um das Gedächtnis des Obersten zu wecken. In jäher Erleuchtung erkannte er, daß der Marschall in seiner goldbesternten Uniform niemand anders war als der französische Sergeant, dem er in Ostindien das Leben rettete.

Weit entfernt, sich seines früheren Verhältnisses zu dem Obersten zu schämen, begann Bernadotte nun sogleich auf die kameradschaftlichste Weise mit Wangenheim Erinnerungen auszutauschen. Und erst als die anderen Mitglieder der Abordnung ungeduldig werden mochten, besann er sich auf das Anliegen, das den Oberst zu ihm geführt hatte.

„Ich werde mich Ihrer Beschwerden annehmen", versprach er. „Ich glaube Ihnen, Herr von Wangenheim. Sie sind Soldat", setzte er beziehungsreich hinzu. Denn Bernadotte, der in den Feldlagern und auf den Schlachtfeldern ein Mann geworden war, haßte alle Verwaltungsbeamten und Federfuchser und achtete ihr Tun so gering wie ihre Worte.

Tatsächlich hatte der Oberst von Wangenheim, so oft er nun auch mit dem Statthalter zusammentreffen sollte, fortan keinen Grund mehr, sich über unbillige Härte seines Regiments zu beklagen. Bernadotte behandelte die Hannoveraner, soweit dies sein Amt zuließ, fürderhin mit jener Milde, die er nach der preußischen Niederlage von 1806 auch gegen die schwedischen Soldaten unter Blücher walten ließ. Diese Milde brachte ihm dann die Adoption des kinderlosen schwedischen Königs und damit die Anwartschaft auf einen Thron Europas, der nicht mit all den neuen Thronen ins Wanken kam, als der Stern Napoleons sank. Der französische Sergeant und nachmalige Marschall Bernadotte wurde der Anherr des noch heute in Schweden regierenden Königshauses.

Geschwindigkeitsrekorde.

In 38 Jahren von 63 auf 484 Stundenkilometer.

Das Jahr 1898 verzeichnete den ersten Weltrekord für Kraftwagen. Der Franzose Chasseloup-Laubot hat die Ehre, das erste Glied in der Kette dieser Art von Weltbestleistungen zu sein, die in Europa begannen, nach Amerika übergingen und jetzt auf dem besten Wege sind, wieder in das Geburtsland des Kraftwagens zurückzukehren. Auf einem Jeantaud-Elektromobil konnte Chasseloup-Laubat bei Achéres die Strecke von 1000 Metern in 57 Sekunden zurücklegen, was einem Stundenmittel von 63.16 Kilometerstunden entspricht und für diese Konstruktion eine ganz gewaltige Leistung darstellt. Schon das nächste Jahr brachte aber in der Person des Automobilkonstrukteurs Jenatzy einen starken Gegner, der mit einem Elektromobil eigener Konstruktion den ersten Weltrekord erfolgreich angriff. Jenatzy kam auf 80,357 Stundenkilometer, wurde dann wieder von Chasseloup-Laubat mit 93,75 Stundenkilometer geschlagen, um noch im gleichen Jahre nach mancherlei Verbesserungen zum erstenmal die Hundertgrenze mit 105,882 Kilometer zu überschreiten. Zwei Jahre konnte er diese Spitzenleistung halten, dann mußte er sich vor Serpollet auf einem Dampfauto eigener Konstruktion beugen, welcher auf 120,805 Stundenkilometer kam.

Und nun beginnt ein ununterbrochener Kampf um den Weltrekord, wechselvoll und sprunghaft, wie er aus folgender Aufstellung zu ersehen ist:

1898: Chasseloup-Laubat, Jeantaud-Elektro, 63,160 km/h.
1899: Jenatzy, Elektromobil-Jenatzy, 105,882 km/h.
1902: Serpollet, Serpollet-Dampfwagen, 120,805 km/h.
1902: Vanderbilt, Mors, 122,448 km/h.
1902: Fournier, Mors, 123,294 km/h.
1902: Augieres, Mors, 124,137 km/h.
1902: Jarot, Panhard-Levassor, 127,659 km/h.
1903: Rolls, Mors, 133,333 km/h.
1903: Rigolli, Gobron-Brillié, 134,328 km/h.
1903: Duray, Darracqu, 136,363 km/h.
1904: Vanderbilt jun., Mercedes, 148,760 km/h.
1904: Rigolli, Gobron-Brillié, 150,000 km/h.
1904: Rigolli, Gobron-Brillié, 152, 542 km/h
1904: de Caters, Mercedes, 156,521 km/h
1904: Rigolli, Gobron-Brillié, 166,666 mk/h
1904: Baras, Darracqu, 168,274 km/h.
1905: Hemery, Darracqu, 176,470 km/h.
1906: Guines, Darracqu, 180,000 km/h.
1909: Hemery, Benz, 202,648 km/h.
1922: Guines, Sunbeam, 215,075 km/h.
1923: Campbell, Sunbeam, 217, 177 km/h.
1923: Eldridge, Fiat, 233,803 km/h.
1923: Campbell, Sunbeam, 235,074 km/h.
1924: Campbell, Sunbeam, 242,733 km/h.
1926: Segrave, Sunbeam, 271,291 km/h.
1926: Thomas, Higham, 275,283 km/h.
1927: Campbell, Napier-Campbell, 281,386 km/h.
1927: Segrave, Sunbeam, 326,487 km/h.
1928: Campbell, Napier-Campbell, 333,062 km/h.
1929: Segrave, Irving-Napier-Lion, 372,478 km/h.
1931: Campbell, Napier-Campbell 395,464 km/h.
1932: Campbell, Napier-Campbell, 408,047 km/h.
1933: Campbell, Napier-Campbell, 437,914 km/h.
1935: Campbell, Napier-Campbell, 445,396 km/h.
1936: Campbell, Napier-Campbell, 484,400 km/h.

Neun Jahre nach dem ersten Hundert mußten vergehen, bevor mit einem deutschen Benz-Wagen die 200-Kilometer-Grenze überschritten werden konnte und weitere 18 Jahre verflossen, bis endlich 1927 das dritte Hundert erreicht wurde. Dieser große Zwischenraum war nicht nur durch die Kriegs- und Nachkriegszeit bedingt, er ist insbesondere dem Umstand zuzuschreiben, daß im Motoren- und Karosseriebau ein Stillstand eintrat, ein Leerlauf, weil alle technische Erkenntnis erschöpft war und neue Wege gesucht werden mußten. An Stelle der Vorkriegs-Rekordwagen, die auch als Verkehrsmittel unter Anführungszeichen verwendet werden konnten, traten technische Ungeheuer, nur für den Rekord gebaut, in der Form des geringsten Widerstandes und mit Motoren bis zu 3000 Pferdekräften Gesamtleistung, die nach der Rekordfahrt nicht mehr zu brauchen waren. In ganz Europa gibt es keine Rennstrecke, auf der diese dahinstürmenden Riesen sich austoben konnten, man mußte ebene Uferstrecken der amerikanischen Küste ausfindig machen, von genügender Länge, um diesen Giganten den notwendigen Bremsweg nach der einen Kilometer langen Meßstrecke zu verschaffen. Genügen bei den üblichen Personenwagen nur wenige Meter, um den fahrenden Wagen zum Stehen zu bringen, bei 80 Kilometer Geschwindigkeit, z. B. nur 32 Meter, so haben diese Rekordwagen einen Bremsweg von 12 bis 15 Kilometer (ohne Schrecksekunde).

Schön ist die Welt.

von Hans-Jürgen Nierentz.

Die linde Zeit ist aufgetan,
Es quillt aus Eis und Dornen.
Die Quelle springt, die Winde nahn,
Die Wasser, die den Himmel sahn,
Sind summend in den Bornen.
Die Erde bricht, es drängt die Saat.
Schön ist die Welt, heilig schön:
Das Wunder naht!

Der Himmel hebt sich rein und weit
Aus Winters Grau und Tiefe.
Es tropft der Wald, es blüht sein Kleid,
Die Erde singt, es singt die Zeit,
Als ob das Leiden schliefe.
Die Nacht entweicht, das Singen frommt.
Schön ist die Welt, heilig schön:
Das Wunder kommt!

Wolken am Himmel.

Was jeder von den Wetterpropheten über uns wissen muß.

Im Frühjahr gewinnt die Frage: „Wie wird das Wetter?" wieder erhöhte Bedeutung; Ausflüge und Wochenendfahrten bieten doppelten Genuß, wenn man die Launen des Wettergottes nicht zu befürchten braucht. Da man ein Barometer nicht immer zur Hand hat, ist es gut, sich in der Deutung der Wolken soweit auszukennen, daß man wenigstens in den nächsten Stunden vor Überraschungen sicher ist. „Der Bergsteiger" gibt folgende Anhaltspunkte:

Federwolken sind fedrige, zarte, weiß schimmernde Wolken in rund zehn Kilometern Höhe, manchmal in Bändern angeordnet, die meridianartig einen Teil des Himmelsgewölbes überziehen. Irrigerweise werden sie allgemein als Vorboten des Regens angesehen; in Wirklichkeit kommt es auf die Richtung an, aus der sie kommen. Kommen die Federwolken mit geringer Geschwindigkeit aus dem Osten oder Nordosten, dann darf man auch bei fallendem Barometer schönes, beständiges Wetter erwarten. Kommen sie aus dem Südosten, dann bleibt das Wetter nicht mehr lange beständig, wenn auch innerhalb der nächsten 24 Stunden noch kein Schlechtwetter zu erwarten ist. Kommen die Federwolken aus westlicher Richtung, dann stehen die Wetteraussichten ausgesprochen schlecht.

Haufen- oder Schönwetterwolken wachsen an warmen Sommertagen ständig am Himmel empor; der Gipfel ist kuppelförmig, die Basis horizontal; oben und unten scharf begrenzt. Die zarten auf der Sonnenseite schneeweißen Wolkengebilde tauchen während des Tages aus dem Nichts am Himmel auf und zergehen vor dem Sonnenuntergang wieder. Sie sind ausgesprochene Schönwetterboten.

Regenwolken stellen meist dichte Lagen von dunklen, weit ausgebreiteten, formlosen Wolken mit zerrissenen Rändern dar. Sie sind oft nur einige hundert Meter hoch und weisen bisweilen Lücken auf, durch die fast immer eine gleichförmige Decke von Schleierwolken zu sehen ist.

Die Schleierwolke in sechs bis neun Kilometer Höhe ist ein zarter weißer Schleier, der die Sonnenstrahlen nicht mehr beeinflußt, sie aber doch bricht, so daß sich um Sonne und Mond Ringe bilden. Sie zeigen feuchtes Wetter an.

Schäfchen-Wolken sind kleine weiße Bällchen und Flocken ohne Schatten, meist in Herden, seltener in Reihen, in sechs bis sieben Kilometer Höhe. Ihr Vorkommen warnt ebenfalls, besonders dann, wenn sie aus westlicher Richtung kommen.

Hohe Schichtwolken, mächtig entwickelte Schleierwolken von grauer oder bläulicher Farbe lassen die Sonne kaum mehr durch und bilden um Sonne und Mond Höfe. Sie bedecken in der Regel den ganzen Himmel und gelten als Vorboten schlechten Wetters. Wenn hin und wieder ein Stückchen blauer Himmel durchblickt, darf man Aufklärung des Wetters erwarten.

Die Haufenschichtwolke ist an den großen Ballen oder Wülsten dunkler Wolken zu erkennen; die Wolkenschicht ist sehr dick; in den Lücken erscheint oft der blaue Himmel. Diese Wolkenart kommt zwischen zwei Tiefdruckgebieten vor, dürfte also im allgemeinen als Schlechtwetterwolke anzusehen sein.

Gewitter- oder Schauerwolken türmen sich wie Berge auf mit einer Mächtigkeit von 3000 bis 5000 Metern Solange die Umrisse noch scharfrandig und die Türme und Kupreln noch beleuchtet sind, schlummert der Wettergott noch. Verflachen aber die hübschen, oft groteske Figuren darstellenden Gebilde zusehends, dann stellt sich das Unwetter bald ein.

Eine moderne Robinsonade.

Etwa 3000 Kilometer entfernt von Honolulu befinden sich drei Koralleninseln, Baker, Howard und Jarois, um die sich vor der Zeit der Transozeanflüge niemand gekümmert hatte. Seitdem man jedoch an die Möglichkeit einer Fluglinie von den Vereinigten Staaten nach Neuseeland denkt, ist das Interesse für die drei Inseln erwacht. Trotz britischen Protestes haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika einen Verwalter für die drei Eilande ernannt, auf dessen Veranlassung hin jeweils für sechs Monate eine Gruppe von vier Schülern aus Hawai auf jeder der drei Inseln sich niederläßt, um dort eine Art Robinsonleben zu führen. Nach Ablauf dieser Frist erfolgt der Austausch gegen eine neue Gruppe; die meisten jungen Leute erbitten jedoch die Verlängerung ihres Aufenthalts, denn das Leben ist von unwirklicher Schönheit. Der Tag beginnt mit dem morgendlichen Bad. Es werden selbstverständlich nur beste Schwimmer zugelassen. Einer der jungen Leute hat Küchendienst, während sich die anderen um die Gartenkulturen kümmern, Pflanzen, die man auf die Inseln importiert hat. Stündlich werden meteorologische Beobachtungen angestellt, um für den Fall, daß der geplante Flugverkehr errichtet werden sollte, entsprechende Unterlagen zur Hand zu haben.

*

Schüler entführen ihren Lehrer.

Das Verschwinden eines Gymnasiallehrers der städtischen Schule von Dallas (Texas) fand eine seltsame Aufklärung. Der Lehrer war von fünf Schülern entführt und in einer Hütte interniert worden, weil er ihnen, ihrer Ansicht nach zu Unrecht, schlechte Noten gegeben hatte. Die Schüler beschlossen, an ihm Rache zu nehmen: Sie überfielen ihn, setzten ihn in ein Auto und hielten ihn volle sechs Tage unter ständiger Todesdrohung fest, bis es der Polizei gelang, ihn zu befreien.

Alte Posener Hausinschriften.

Von Robert Styra-Posen.

In einem Auffatz von Johannes Borngräber über die Dichterin Anna Luise Karschin, die in Tirschtiegel gelebt hat und sogar von Friedrich dem Großen mit sehr viel Anerkennung ausgezeichnet worden ist, hat der Verfasser im Jahre 1908 mahnend darauf hingewiesen, daß wir alle mit Fleiß und Energie eine der wichtigsten Fragen pflegen sollten: die Familiengeschichte. Diese alte Forderung wird heute, in unseren Tagen besonders, mit zu den wichtigsten Problemen des deutschen Volkes gezählt. Zur Familiengeschichte gehören nicht die Fragen um Sippe und Familie allein, sondern auch um das Dorf, die Gemeinschaft, deren Lebensäußerungen wie sie in Lied und Spruch sich zu äußern pflegen und dergleichen mehr.

In unserer Posener Heimat haben besonders mancherlei Sprüche und Gedanken lebendigen Ausdruck gefunden. Wenn wir durch die Dörfer kommen und uns einmal Giebelsprüche, Balkeninspriften usw. ansehen, bleiben wir überrascht stehen. Auch auf den alten Dorffriedhöfen finden wir manchen beherzigenswerten Kernspruch, nicht nur die alltäglichen Phrasen, die von der Phantasielosigkeit und Denkfaulheit mancher Geschlechter Zeugnis ablegen. In Obersitzko fand ich einmal den großartigen Spruch:

He! Alter Freund! Hier gibt es nichts zu paschen.
Das Totenhemd hat keine Taschen.

Oder auf dem Grabe eines alten reichen Bauern in Potrawe:

Hier Mensch, hier lerne was Du bist
und was der Menschen Leben ist.
Ein Sarg nur und ein Leichenkleid,
bleibt Dir von aller Herrlichkeit.

Aus meiner Sammlung von Sprüchen an Häusern in den Bezirken: Gnesen, Lissa, Wollstein, Neutomischel, Kolmar, Birnbaum, Mogilno, Ostrowo, Schildberg, Kempen, Rawitsch, Gostyn, Punitz, Görchen usw. seien einige der besten Wahrheiten zur allgemeinen Beherzigung hier aufgezeichnet:

Wenn dieses Haus solang nur steiht,
Bis aller Haß und Neid vergeiht.
Denn wird's gewiß solang bestahn,
Bis daß die Welt wird untergahn.

Einer geht, einer steht,
einer betrachts, einer belachts,
was machts?

*

Schau vorwärts, nicht zurück,
Starker Mut ist Lebensglück.

*

Besser klein und ohne Schulden
Als groß mit fremder Leute Gulden

*

Wat frag ick na de Lüd,
Min Hergot helpen düt.

*

Wenns nur hält
Und mir gefällt
Und kost't nicht zuviel Geld,
muß es recht sein aller Welt.

*

Jeder baut nach seinem Sinn,
Keiner kommt und zahlt für ihn.

*

Wer will bauen an der Straßen
Muß die Leute reden lassen.

*

Sitzt du gut, so sitze feste,
Alter Sitz, der ist das beste.

*

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
den kann kein Schalk verführen.

*

Vertrau auf Gott, dich tapfer wehr!
Darin besteht dein Ruhm und Ehr.
Denn wer's mit Gott herzhaftig wagt,
Wird nimmer aus dem Feld gejagt.

*

Die Menschen sind gar sehr verschieden
und jedem recht zu tun ist schwer.
Drum, was den Einen stellt zufrieden,
Darüber schimpft der Andre sehr.

Man schätzt den Staub, ein wenig übergoldet
meist mehr als Gold, ein wenig überstäubt.

*

Der weise Mann geht seiner Zeit voraus,
Der Kluge folgt ihr nach auf allen Wegen
Der Schlaue beutet sie gehörig aus,
der Dumme stellt sich ihr entgegen.

*

Wer schaffen will muß fröhlich sein.

*

Aller Eigensinn beruht darauf, daß sich der Wille
an die Stelle der Erkenntnis gedrängt hat.

*

Der ist kein Held der zornig den Löwen hervorlockt,
Der ist's der auch im Zorne, gütig die Worte beherrscht.

*

Und wohl mit einer der schönsten Haussprüche die es gibt, befindet sich auf dem wunderschönen neuen Pfarrhaus der Lissaer Kreuzkirche:

Wir bauen hier so feste
und sind doch fremde Gäste.
Wenig sind die denken wollen,
wo sie ewig wohnen sollen.

Es ist mir bekannt, daß viele Sprüche aus dem Munde großer deutscher Dichter und Philosophen genommen sind, wie z. B. von Herder, Schopenhauer, Theodor Fontane usw. Aber es will mir scheinen, als käme das hier gar nicht so entscheidend darauf allein an, sondern auf die Tatsache, daß es in unserer Provinz Menschen gibt, die den Sinn für die tieferen und für alle Geschlechter und alle Zeiten gültigen Wahrheiten gepflegt und erhalten haben, und die sich nicht vom oberflächlichen und sentimentalen Geschmack der Zeiten beeinflussen ließen. Auch diese Hausinschriften sind ein Zeichen von geistiger Kultur, die in unserer deutschen Volksgruppe immer gelebt hat, und, so Gott will, leben wird auch in unseren Kindern und Kindeskindern.